

*Kapitel eins*

*I*m Vorfrühling des Jahres 1941, dreizehn Jahre nachdem er von zu Hause fortgegangen war, starb mein Vater, Lincoln Bynum, weit weg von meiner Mutter und mir in einem kleinen Küstenort in Nordkalifornien. Das Staunen meiner Mutter über diese Nachricht war groß, und mir kam zum erstenmal zu Bewußtsein, daß sie all diese Jahre geglaubt hatte, er werde am Ende doch zurückkehren.

Tatsächlich war er schon seit fast einem Monat tot, als ein mit Bleistift geschriebener, an mich adressierter Brief von der Frau kam, mit der er zusammengelebt hatte:

«Er hat nicht gelitten», schrieb sie. «Er war glücklich und sonnengebräunt und voller Hoffnung. Aber sein armes liebes Herz versagte. Ganz plötzlich, kurz nachdem wir zusammen gefrühstückt hatten. Es tut mir leid, aber ich konnte nicht früher schreiben. Ich war krank. Ich mußte unser Blockhaus ausräumen und umziehen. Er hat keine Dinge hinterlassen, die an ihn erinnern, sonst hätte ich sie Ihnen schon geschickt. Er hat oft von Ihnen gesprochen.»

Die Unterschrift lautete *Bernice*. Kein Familienname.

«Wir hätten es vielleicht nie erfahren!» rief meine Mutter aus, und der Brief flatterte aus ihrer Hand, als sie vor einem Glasschrank mit den Trophäen – Pokale, verblaßte Bänder, Statuetten –, die die Pferde meines Vaters für ihn gewonnen hatten, auf die Knie fiel. «Ich hätte einfach so weitergemacht...», jammerte sie.

Damit konnte sie nur meinen, daß sie sich weiterhin selbst getäuscht hätte. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Ich hob den Umschlag auf. Er war ohne Absender, und die Briefmarke klebte verkehrt herum. Unsere Adresse war so undeutlich, daß man sie kaum lesen konnte. *New York* war als ein Wort geschrieben, als ob Bernice zum Schluß nicht mehr in der Lage gewesen wäre, genügend Kraft aufzubringen, um den Stift vom Papier zu heben. Der Umschlag sah unheilverkündend aus, mehr als meine Mutter, die auf dem Boden kniete und weinte. Er deutete eine Trauer an, die nicht eingebildet war, sondern echt.

«Warum hat sie *dir* geschrieben!» rief meine Mutter plötzlich gellend.

Einen Moment lang war ich wie betäubt, als hätte sie mich geohrfeigt. Stellte sie sich vor, daß ich insgeheim die ganze Zeit mit dieser Frau in Verbindung gestanden hatte? Ich konnte nicht denken. Ihr leidendes Gesicht, die Augen, die ihr aus dem Kopf traten, der eingedrückte nasse Kreis ihres offenen Mundes wirkten widerwärtig, dumm.

Ich drehte ihr den Rücken zu, und obwohl meine

Antwort im Flüsterton kam – «Wahrscheinlich hatte sie schreckliche Angst davor, dir zu schreiben» –, hörte sie mich.

«Angst?» fragte sie bitter. «So eine Frau!»

«Was für eine Frau?» fragte ich.

Sie beantwortete meine Frage nicht, öffnete nur mit Fistelstimme eine Zeile aus dem Brief nach: «Sein armes, liebes Herz.»»

«Um Himmels willen, steh auf, Mutter!» befahl ich ihr. «Sein Herz ist stehengeblieben. Bei all dem, was er für uns getan hat, hätte er schon vor dreizehn Jahren sterben können!»

Wir hatten im Lauf der Jahre immer weniger von ihm gesprochen. Er war wie ein Lied, das ich vor langer Zeit einmal gekannt und vergessen hatte, erst die Worte, dann die Melodie, bis nur noch der Titel übrigblieb, *Vater*. Ich begann zu weinen, ob aus Kummer oder dessen Ausbleiben, konnte ich nicht sagen.

Ich hörte das Knarren einer Diele, ein Stöhnen, das Rascheln von Stoff, als meine Mutter aufstand. Ich hörte ihre Schritte, dann spürte ich ihre Arme um mich, ihr kleines kaltes Ohr an meinem Hals.

«Still ..., still ...», flüsterte sie. «Wir schaffen es schon. Haben wir es nicht immer geschafft? Du wirst sehen.»

Bald entschloß sich meine Mutter, wieder heiter zu werden. In jenem letzten Jahr hatte ich mich zu fragen begonnen, ob es möglich sei, angesichts des Leidens im Leben mutig oder wenigstens stoisch zu sein, ohne damit Verrat zu begehen an der Wirklichkeit. Die Entdeckung des Glaubens meiner Mutter

an die Rückkehr meines Vaters und ihre Bestürzung, als klar wurde, daß es keine Rückkehr geben würde, hatten mich erschreckt, doch das unverfälschte Gefühl darin rührte mich auch.

Kurz nach dem Weggang meines Vaters hatte ich aufgehört, ihr meine Gefühle anzuvertrauen. Ich fürchtete mich auf eine fast körperliche Weise – als ob es mich krank machen würde – davor, daß sie mir sagte, ich solle die Dinge leichtnehmen, glauben, daß sich am Ende alles zum Guten wenden werde, mir ins Gedächtnis rufen, daß auch dem ärmsten Hund einmal das Glück lache, letzteres mit etwas mehr Munterkeit ausgesprochen als die anderen Redensarten, die sie für die von ihr sogenannten trüben Stunden des Lebens bereithielt.

Eines Tages am frühen Abend, kurz nachdem sie den triumphalen armen Hund wieder einmal erwähnt hatte (und zwar als Antwort auf meinen lakonischen Bericht darüber, wie ich meinen Sommerjob verloren hatte: Die Nichte des Eigentümers des Stoffgeschäfts, für den ich als Verkäuferin gearbeitet hatte, tauchte unerwartet auf, und sie brauche die Arbeit dringender als ich, sagte er, als er mich entließ), hinkte ein echter Hund in elender Verfassung vor unseren Augen die Straße vor unserem Haus entlang. Ich rief meine Mutter, die auf dem Sofa saß und einen zerrissenen Kissenbezug flickte, und sagte ihr, daß ich dem armen Wesen helfen wolle. Sie trat neben mich und sah aus dem Fenster, wo ich wie immer zu dieser Tageszeit gerade dabeigewesen war, die Jalousie herunterzulassen.

«Dem Hund geht es gut», sagte sie. «Er kommt

schon nach Hause.» Sie griff nach meinem Handgelenk und rezitierte einige Zeilen der «Elegie, geschrieben auf einem Kirchhof auf dem Lande».

«Das ist keine «muhende Herde», unterbrach ich sie. «Das ist ein hungriger Hund.»

«Was für ein Trauerkloß du doch bist!» bemerkte sie gelassen und ging zurück zu ihrem Sofa und ihrem Flickzeug. Der Hund war nicht mehr zu sehen. Ich begann mir die Probleme auszumalen, die aufgetaucht wären, wenn ich ihn ins Haus geholt hätte, die Krankheiten, die er vielleicht hatte. Ich erinnere mich an die Lethargie, die mich dann überkam wie eine Ohnmacht, und an die Gewißheit, als ich dort stand, meine Hände wie Bleigewichte zu beiden Seiten, daß es zum Teil der aufdringliche und tyrannische Optimismus meiner Mutter gewesen war und als dessen Folge ihr verhärtetes Herz, das meinen Vater seinem Elend überlassen, ihn damit allein gelassen und am Ende von uns fortgetrieben hatte.

Diesen Augenblick und diese Gedanken rief ich mir jetzt ins Gedächtnis, als ich beobachtete, wie sie langsam die Suppe umrührte, die sie uns zum Abendessen aufwärmte.

«Die Suppe reicht, oder, Helen?» fragte sie. «Wir haben heute zuviel Kummer, um zu kochen.»

Das schwache, doch beständige Klappern des Löffels gegen die Topfseite war wie ein mutloses Signal des Leidens. Im dem mit Reißzwecken am Küchentisch befestigten Wachstuch sah ich an der Seite, wo ich immer saß, ein großes Loch, das ich im Lauf der Jahre mit Finger und Löffel dort hineingebohrt hatte. Sie machte eine halbe Drehung, um mich anzublik-

ken, ohne mit dem Rühren aufzuhören. «Auch das wird vorbeigehen», sagte sie.

Seit er ein paar Wochen nach meinem zehnten Geburtstag fortgegangen war, hatten wir meinen Vater nicht mehr gesehen. Er schrieb selten – wenige Male im Jahr. Einmal hatte er eine Zahlungsanweisung über fünfzig Dollar geschickt. Einmal hatte er erwähnt, daß er eine liebenswürdige Witwe kennengelernt habe, Bernice. Ich hätte sein Gesicht vielleicht vergessen, hätten nicht auf fast jedem Tisch in unserem Haus Fotografien von ihm gestanden. Alle zeigten ihn mit Pferden, außer zwei: ein großes, sepiafarbenes Hochzeitsbild und ein anderes, auf dem er mich auf den Armen hielt, ein kleines Kind in einem langen weißen Kleid. Pferde waren seine Leidenschaft gewesen. Ihretwegen hatte er sich zugrunde gerichtet.

Von meinem Zimmer im hinteren Teil des Hauses aus konnte ich den leeren Stall sehen, die Koppel, einen kleinen Heuspeicher, zwei auffällige Schuppen, eine kurze Rennbahn und jenseits ihrer äußersten Grenzlinie eine Wiese und einen Kiefernwald. Wenn ich auf das Rechteck des Stalls hinunterblickte, die Rennbahn, die vorderste Reihe der Kiefern, die wie eine steinerne Fläche auftrug, stellte ich mir vor, im Herzen meines Vaters umherzuwandern, wie ich als Kind durch den Stall, den Schuppen gewandert war, an den verwitterten Brettern der Rennbahnumzäunung entlang, an deren Grund immer noch büschelweise wilde Möhren wuchsen. Ich hatte Sträube davon gepflückt und so viele Marmeladengläser damit gefüllt, wie meine Mutter entbehren konnte,

während er und ein Stallbursche sich um die Pferde gekümmert hatten.

Ja, ich hatte seine Züge fast vergessen – obwohl die Fotografien mir die Bestandteile eines Gesichts – seines Gesichts – zeigten –, aber nicht seine Gegenwart. Um sie heraufzubeschwören, mußte ich nur zum Stall gehen und den immer noch dort vorhandenen Geruch der Pferde einatmen, des abgenutzten Leders und des Getreides, dessen trockener, in der Kehle kratzender Wiesenduft noch in den Tonnen hing, in denen man es einst aufbewahrt hatte und aus denen manchmal ein winziges, hauchdünnes Insekt aufflog, Abkömmling von Generationen, eine Art belebter Staub.

Er hatte mich auf einen Fuchs gesetzt, Felicity, als ich drei war. Das große Tier war für mich wie eine Landschaft. Als ich meinen Vater sah, wie er auf einem Zweijährigen, auf den er die größten Hoffnungen setzte, über die Rennbahn galoppierte, war es, als ob er die Erde ritte. Als er fort war, sagte mir meine Mutter, ich solle mich von dem Stall fernhalten; etwas von diesem «Pferdezeugs» könnte herunterfallen und mich treffen, sagte sie. Aber ich ging fast jeden Tag nach der Schule hin.

Im Geräteschuppen regneten Staubflocken durch Sonnenstrahlen und ließen sich immer dichter auf Zaumzeug und Gebissen, Nasenriemen und Kandaren nieder, auf Regalen mit Striegeln und verrosteten Steigbügeln, schmutzverkrusteten Arbeitshandschuhen, Eimern, leeren Dosen mit medizinischen Salben, Mistgabeln, all dem «Pferdezeugs», das laut den Warnungen meiner Mutter herunterfallen und

mich treffen könnte. Aber ich wußte, daß das nicht geschehen würde. Ich wanderte unachtsam zwischen den Sachen umher und faßte sie bisweilen an, aber sie waren nur Überreste und gehörten, wie mein Vater, der Vergangenheit an.

Haufen senffarbener Pferdedecken moderten auf dem Boden. Sein bester englischer Sattel saß auf einem horizontalen Balken, im Leder waren noch die Mulden, wo seine Knie hineingedrückt hatten, die Steigbügel baumelten in Höhe seiner gebeugten Beine.

Egal, wie kalt die kurzen Nachmittage des tiefen Winters waren, ich ging zum Stall und stand auf Zehenspitzen, um in die dunklen Boxen hineinzuspähen, und sagte mir dabei die Namen der Pferde auf, an die ich mich erinnern konnte. Ich ging eine aus großen Feldsteinen gebaute Rampe hinunter, die nach draußen führte, und rief mir dabei ins Gedächtnis, wie sich das dumpfe Geräusch der Pferdehufe verändert hatte, als sie aus dem braunen und mit Getreidestaub gefüllten Schatten des Stalls hinausgetreten waren und es zu einem scharfen, klingenden, feierlichen Klipp-Klapp geworden war. Neben der Rampe stand ein alter, grüngestrichener Pferdewagen, dessen zackenartige Deichsel in den Boden gerammt war. Ich kletterte hinein und atmete den in dem engen Raum so stark konzentrierten Pferdegeruch ein, eine Art Pferdekraftbrühe, die ich trank, bis mir schwindlig wurde.

Von all den törichten Dingen, die meine Mutter sagte, war nichts törichter als ihre Anweisung, daß ich nicht zum Stall gehen solle. Und doch glaube ich,



daß sie wußte, daß ich hinging, sie mußte es wissen, aber ich war ein Kind und wußte nicht, daß sie durch Wände hindurchsehen konnte, in meine tiefsten Neigungen hinein.

Sie sagte, mein Vater habe ein Vermögen verloren und daß er, wenn er ein weniger impulsiver Mann gewesen wäre, doch etwas hätte retten können, trotz der schrecklichen Pechsträhne, die damit angefangen hatte, daß eine Stute entgegen seinen Erwartungen nicht trächtig geworden war. «Danach hat er nichts mehr richtig hingekriegt», sagte sie. «Er war einfach nicht in der Lage, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, wie wir es alle machen müssen.» Als sie das sagte, war mein Glaube an die guten Mienen schon dabei, sich in tiefstes Mißtrauen zu verwandeln.

Seine Deckpreise waren unverschämt hoch geworden, weil ihm, wie er meinte, der Hengst des Jahrhunderts gehörte. «Es quälte ihn – er glaubte, daß dieses Pferd Glanz und Größe hätte. So eine Qual kann einen Menschen verrückt machen.» Er hatte sich in diesem Hengst getäuscht, hatte sich in einem Zweijährigen getäuscht, der bei seinem ersten Rennen nicht vom Start loskam. Er begann sich mit allen Tierärzten anzulegen, die im Umkreis von hundert Meilen um unser Haus im Nordosten von Poughkeepsie, nicht weit von der kleinen Stadt entfernt, lebten. Meine Mutter gab vor, nichts von Pferdegerätschaften zu verstehen, doch mit ihrem Wissen um Rennpferde und deren Haltung und welche Katastrophen passieren konnten, wenn sie über- oder untertrainiert waren, hielt sie keineswegs hinterm Berg. Die beiden letzten Fehler waren mei-

nem Vater mit seinen vielversprechendsten Pferden unterlaufen.

«Er wußte, was er tat, also muß er seinem Pech nachgeholfen haben», sagte ich einmal zu ihr. Ich war sechzehn. Das einzige, was ich sicher wußte, war, daß alles, was ein Erwachsener tat, bewußte Willensakte waren, so verdreht und töricht sie auch ausgeführt werden mochten. Als ich das sagte, brachte sie das Hochzeitsbild, das sie in der Hand gehabt und angestarrt hatte, zum Tisch zurück.

«Warum sollte er das getan haben?» fragte sie entzündet. «Es war schließlich nicht sein Herzenswunsch, arm zu sein. Nein. Es war diese Stute. Er war so niedergeschlagen, daß sein Urteilsvermögen darunter litt. Er war verwirrt, Helen. Er ist in Panik geraten. Ich habe versucht, ihm zu zeigen, wieviel Gutes uns geblieben war. Ach! Wenn du wüßtest, wie sehr ich das versucht habe!»

Ich wußte es. Ich hatte gehört, wie sie beim Abendessen zu ihm sprach, wie sie zu mir sprach, wann immer sie mich in gedrückter Stimmung vermutete.

«Du mußt dir den Sinn für die Verhältnisse bewahren», sagte sie. «Denk an die armen Menschen an der Westküste, die vor ein paar Jahren dieses Erdbeben durchgemacht haben, die ihre Häuser verloren haben und alles, was sie besaßen. Denk an die Armenier, die niedergemetzelt wurden oder den Hungertod starben. Sieh dir jetzt, in diesem Moment, mal diese schöne Kartoffel auf deinem Teller an, Helen. Sieh sie dir an, Kind! Sie gehört dir! Also pack deine Probleme in deinen alten Rucksack ...» Und mit einem

verschwörerischen Lächeln, als ob wir eine engherzige, mißgünstige, schrecklich selbstsüchtige dritte Person am Tisch in die Flucht geschlagen hätten, begann sie dann, von anderen Dingen zu sprechen.

Ich fragte mich damals, womit sich Armenier, gut genährt und bei wiederhergestellter Gesundheit, ihrer Meinung nach beschäftigten, wenn nicht dem täglichen Leben und seinen Problemen, diesen menschlichen Beschäftigungen, die vom Blickpunkt der Katastrophe aus gesehen zu nichts zusammenschrumpften. «In ein paar Millionen Jahren wird es mit der Welt zu Ende sein», schrie ich sie einmal an, «warum haben wir uns also die ganze Mühe mit dem neuen Backofen gemacht?»

«Sei nicht so sarkastisch», entgegnete sie. «Sarkasmus ist bei einem Mädchen nicht anziehend.»

Sie fragte mich nie, warum ich schlechter Laune war, wenn ich mich anstrengte, sie auf mich aufmerksam zu machen, indem ich eine Stunde lang griesgrämig in einer Ecke saß oder laut und oft seufzte. Aber es gab Zeiten, da konnte ich nicht anders, als ihr zu erzählen, was mich bedrückte. Wie es sich auch verhielt, sie sagte die gleichen Dinge.

Während des Gesprächs über das Pech meines Vaters fragte sie mich: «Erinnerst du dich nicht, was für ein Muffel dein Vater am Ende war?»

«Muffel!» wiederholte ich, voller Verachtung für das kindliche, hausbackene Wort – ein Wort wie der Aufprall einer Murmel. Und doch hatte ich einen flehentlichen Unterton in ihrer Stimme vernommen, als ob sie versuchte, mich von etwas zu überzeugen, was sie selbst nicht ganz glaubte.